

Der Legende von St.Peter und dem bösen Weibe

Autor(en): **Mattes, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 9

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635814>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Legende von St. Peter und dem bösen Weibe

Erzählt von Eugen Mattes

Ein goldener Herbst lag über dem Lande und schmückte es mit seinen reichen Farben, als Christus mit seinen Jüngern das Thurtal durchwanderte, das mit seinen grünen Matten und langgestreckten Aeckern recht lieblich anzusehen war. Ueberall grüssten die dichtbehangenen Obstbäume, und ihr Segen glänzte in der sinkenden Sonne. Grosse Weinberge bedeckten die sonnigen Hänge zu beiden Seiten des Tales bis dicht an die mit Tannen bestandenen Hügelrücken heran, über denen in blauer Ferne die Schneeberge wie mattes Silber leuchteten. Auf den Aeckern brannten die Feuer von abgestandenen Kartoffelstauden und dürrem Laub, angezündet von den Hüterbuben, die darin saftige Aepfel und mehlig Kartoffeln brien. Der Rauch, der aufstieg von diesen Freudenopfern des Herbstes, zog in langen Dunststrichen das Tal entlang und füllte es mit würzigem Duft. Von den Wiesen klang das Läuten der Herdenglocken, und aus den Weinbergen hörte man das Jauchzen der Winzer und Winzerinnen, die dort die köstlichste Gabe des Herbstes in grosse Kufen sammelten, welche auf starken, oxsenbespannten Wagen zur Trotte geführt wurden. Wer die Sitten des Tales kannte, wusste gar wohl das Jauchzen in den Weinbergen zu deuten, das sich nicht immer aus lauter Freude am sonnigen Herbst und den reifenden Früchten der menschlichen Kehle entrang, sondern meist deshalb, weil jeder Winzer nach altem Brauch das Recht besass, für jede am Weinstock vergessene Traube von seiner Winzerin einen Kuss einzuziehen. Verschämt, aber selten ungerne fügten sich die fröhlichen Mädchen diesem Brauch und der liebe Gott, der allein wusste, wieviel Trauben absichtlich an den Stöcken blieben, deckte diese kleinen Sünden mit wohlwollendem Lächeln zu, denn er hatte Freude an dieser gesunden Fröhlichkeit und der alten Sitte, aus der nicht selten die besten Ehen entstanden.

Die abendlich sonnige Landschaft, der liebliche Duft des Herbstes und die Fröhlichkeit der Menschen bildeten eine solche Einheit vollster Lebensfreude, dass sich auch der Herr und seine Jünger davon angesteckt fühlten und sich in scherzenden Gesprächen ergingen. Ihr Weg führte der Thur entlang, die ihre Wasser gemächlich von dannen wälzte. Zwischen Weg und Fluss stand eine Reihe schlanker Pappeln, und wenn man ihnen entlang gegen den Oberlauf des Flusses sah, konnte man in einiger Entfernung die Giebel eines stattlichen Dorfes entdecken, wo der Herr und die Jünger ein Nachtlager zu finden hofften.

Plötzlich ertönte hinter dem in eifrigem Geplauder dahinwandelnden Zuge ein lautes, schnelles Pferdegetrappel, so dass die Jünger erschreckt auseinanderfuhren, um den Reiter durchzulassen, der so eilig dahersprengte. Als dieser aber näherkommend die Reisegesellschaft erkannte, die hier durch die abendlichen Talgründe wanderte, stieg er vom Pferde, bot einen guten Abend und fragte, wohin sie zu ziehen gedächten.

Allen Leuten recht getan, ist eine Kunst die niemand kann.

Dies alte Sprichwort hat oft seine Gültigkeit, aber Ultradent, die flüssige Zahnerème, gefällt bestimmt auch Ihnen, wenn Sie Ihre Zähne einmal mit Ultradent gereinigt haben. Die immer zunehmende Anhängerschaft beweist uns, dass wir das gefunden haben, was wir alle suchen — ein Mittel — um seine Zähne wirklich gesund zu erhalten. Versuchen auch Sie einmal Ultradent, und auch Sie werden es nie mehr missen wollen. Monatspackung 60 Cts. Originalpackung Fr. 1.75, in allen Fachgeschäften.

„Unser Reiseziel ist jenes Dorf, wo wir ein bescheidenes Nachtlager für unsere müden Glieder zu finden hoffen“, beantwortete Christus die höfliche Frage des Ritters, die würdige Gestalt mit Wohlgefallen betrachtend. „Wenn dem so ist, so darf ich dir und deinen Jüngern vielleicht mein Haus als Obdach anbieten, falls dir meine Burg, deren Fenster du dort über dem Wald in der scheidenden Sonne blinken siehst, nicht zu wenig ist.“

Damit deutete Ritter Konrad von Klingeneegg, der eben vom einem Ritt durch seine Gemarkung zurückkam nach Osten, wo man auf einem weit ins Tal vorspringenden Felsen die Mauern und Türme eines schönen Schlosses erschaute, das leuchtend über dem schon im Schatten liegenden Tale im letzten glutroten Strahle der Sonne stand. Dankend nahm Christus diese Einladung an und folgte mitsamt den Jüngern dem Ritter auf dessen Burg, wo sie anlangten ehe die frühe Nacht hereinbrach. Eine Meute von Hunden sprang ihnen mit wütendem Gebell entgegen, als sie über die Zugbrücke kommend in den geräumigen Schlosshof traten. Aber vor Christus verstummten die Tiere und legten sich wie sanfte Lämmer vor seine Füsse.

An der Schwelle des Hauses stand Frau Hildegard, die Burgherrin, die gekommen war, ihren Gatten zu empfangen, als sie die Hunde bellen hörte. Sie erstaunte nicht wenig, als sie sah, was er für Gäste mitgebracht hatte. Eine strahlende Liebenswürdigkeit lag über der mütterlichen Gestalt dieser Frau, als sie die Wanderer in ihrem Hause willkommen hiess. Bald aber eilte sie wieder davon, ein tüchtiges Nachtmahl herzurichten, während Ritter Konrad die Schar hinauf in die Schlosshalle führte. Diese war geschmückt mit seltenen Jagd- und Kriegstrophäen, welche die Herren von Klingeneegg in vielen Generationen erworben, erbeutet und aus fernen Ländern nach Hause gebracht hatten. Das schöne, im Spitzbogen aufsteigende Gewölbe der Halle ruhte auf sechs starken Steinsäulen, an deren Kapitälern verschiedene Legenden dargestellt waren, wie sie das Volk hierzulande erzählte. So hatten die Jünger vieles zu sehen und zu bewundern, was der Hausherr nicht ohne Freude erkannte, und immer wieder schaute er zu ihnen hinüber, während er sich mit Christus unterhielt, der in einem der schweren Armstühle Platz genommen hatte. Bald aber erschien die mütterliche Burgherrin und bat die Gäste zur Tafel, die sie inzwischen mit ihren fleissigen Mägden im anstossenden Saale hergerichtet hatte.

Eintretend erstaunten der Herr und die Jünger von neuem über die gediegene Pracht, die sich auch in diesem Raume offenbarte. Der ganze Saal war mit dunklem Eichenholze ausgefärbt. Schmale, reichgeschnitzte Balken teilten die Decke in unzählige Vierecke auf, deren Füllungen mit allerlei Bildern aus dem Volksleben von geübter und feinfühler Künstlerhand geschmückt waren. Auf der mit weissem Linnen gedeckten Tafel standen in schwerem Silbergeschirr kräftige Gerichte, und dicke Kerzen in goldenen Armleuchtern spendeten ihr Licht. So setzten sich der Herr und die Jünger zu Tische, dankten dem himmlischen Vater im Gebete für seine Güte und assen zur Freude der Wirtsleute mit kräftigem Appetit. Frau Hildegard liess immer neue Speisen auftragen und konnte nicht genug tun, dass ihren Gästen ja nichts mangle. Diese gute und reichliche Tafel wurde auch eifrig belobt, ebenso der köstliche Wein, der wie flüssiges Gold in den Bechern funkelte.

Da erhob sich Ritter Konrad vom Tische und sprach: „Meine lieben Gäste, der Trank der eurem Munde so lieblich schmeckt ist nicht der Saft der Traube wie ihr vermeint, sondern der des Apfels, der in unserem Lande so

gut und reichlich gedeiht, wie nicht leicht an einem anderen Orte. Es ist deshalb von jeher auf Klingenegg die Sitte hochgehalten worden, jedem Gast, hoch oder gering den Apfeltrunk zu reichen zum Zeichen der Dankbarkeit gegen diesen Baum, der dem Lande Jahr für Jahr so reichen Segen bringt. Leert nun die Becher und lasst mich den Wein schenken, der an unseren Hügeln, wenn auch ein wenig sauer, so doch nicht schlecht gedeiht.“

Damit hob Ritter Konrad eine der schweren Silberkannen und begann den hellen Roten in die Becher zu schenken, der den Gästen zum reichlichen Mahle nicht schlechter mündete, als der goldene Apfelsaft. So hub denn während des Mahles ein munteres Gespräch an. Der Herr und die Jünger erzählten von ihren Fahrten und Erlebnissen, während Ritter Konrad und seine liebliche Frau mancherlei zu berichten wussten von Brauch und Volkstum hierzulande und von der Art und Besonderheit der Leute dieses Tales, und sie fanden in ihren Gästen dankbare Zuhörer.

„Ich bin dem Geschieke dankbar“, sprach der Ritter, „dass es mich dazu ausersehen hat, über dieses Land zu regieren. Meine Bauern sind gutgeartete Leute, wenn man sie kennt. Sie sind nicht gerade geizig, aber der Taler, der einmal den Weg in ihren Beutel genommen, sieht das Licht der Sonne nicht so schnell wieder. Sie sind stolz darauf, die schönsten Aecker, die saftigsten Wiesen, die saubersten Höfe und die grössten Miststöcke zu haben, und wehe dem, der ihr geflecktes Vieh zu tadeln wagt, das nicht gerade schön, aber um so nützlicher ist. Aber sie sind freigebig, wo es gilt zu zeigen, dass man es hat und vermag, und es macht ihnen nichts aus, ein ganzes Wirtshaus voll toller Kumpane frei zu halten, um diesen das Staunen über ihren Reichtum beizubringen.“

Nicht viel anders und doch wieder verschieden von den Bauern sind die Handwerker und Bürger in den Dörfern. Sie sind fleissig und kunstsinnig, und man würde ihren schlichten Häusern nicht ansehen, welcher Wohlstand sich darin verbirgt. Nur an Festen und besonderen Anlässen zeigt es sich, wie hablich diese Leute sind. Da schmücken sich die Frauen und Töchter mit seltenster Kleiderpracht, und auch die Männer wissen, dass ihnen die Bürgerfräcke mit den silbernen Knöpfen nicht übel anstehen. So wäre denn alles in schönster Ordnung, wenn nicht da unten im Dorfe, das der Burg am nächsten liegt ein Handwerkerhepaar wäre, das in beständigem Zank und Streit lebt, und das durch seine Ehehändel oft das ganze Dorf in Aufruhr bringt, weil die einen für die Frau, die andern für den Mann Partei nehmen, so dass manchmal ein regelrechter Dorfkrieg entsteht, bei dem es schon manch' blaues Auge und etliche Beulen abgesetzt hat. Immer nach einem



Vorfrühling

solchen Streit setzt sich jede der Parteien in eine der beiden Dorfpinten, jede für sich gesondert, trinken, machen sich lustig und gehen nicht nach Hause, ehe der Hahn kräht, um dann, wenn ihnen auf dem Heimweg einer von der Gegenpartei ins Gäu kommt, diesen recht unflätig zu beschimpfen, weil sie sich zu schlagen nicht mehr im Stande sind. So ist dieses Ehepaar ein stetes Aergernis und die Quelle des Wermutstropfens, der immer reichlicher in den Becher meines sonst reinen Regentenglückes fällt.“

„Ei“, liess nun Petrus vernehmen, der schon einige Becher des guten Landweines zu Gemüte geführt hatte, „es scheint, dass man in euren Dörfern nicht allzuviel auf christliche Gesinnung gibt, sondern dass die Leute weit mehr darauf aus sind, irdische Reichtümer zu sammeln; denn wo wahrhaft christlicher Geist heimisch ist, finden Zank und Streit schlechten Nährboden.“

Der Burgherr schaute verwundert auf bei dieser Rede des Apostels, aber er kannte seinen Wein zu gut, um Petrus aus diesen Worten einen Vorwurf zu machen.

„Lieber Petrus“, wandte sich nun Christus an seinen ältesten Jünger, „du bist jetzt schon so lange um mich, dass du meine Lehre kennst wie kein zweiter. Es dürfte dir darum ein leichtes sein, dieses streitbare Ehepaar zu wahrhaft christlicher Verträglichkeit zu erziehen.“

Der Ritter von Klingenegg, der uns so gut und liebevoll

aufgenommen hat, verdient es, dass wir dieses Aergernis aus seinem Dorfe beseitigen. Darum bitte ich dich, gleich morgen hinzugehen zu jenem Hause, um das Ehepaar zu versöhnen.“

Petrus aber war nicht erbaut von seinem Auftrag und sagte zu Christus: „Herr, wohl bin ich gut unterrichtet in allem was deine Lehre betrifft, aber glaubst du nicht, dass es sicherer wäre, wenn du ein kleines Wunder geschehen liessest, das den bösen Streit für immer zu bannen vermöchte? Es hiesse dem gastfreundlichen Ritter einen schlechten Dienst erweisen, würde der Zank nach unserem Weggehen von neuem ausbrechen.“

„Mein Sohn“, erwiderte Christus, „du scheinst von deiner christlichen Lehramtsbefähigung nicht sehr überzeugt zu sein. Allein, da ich nicht immer in deiner Nähe sein kann und du später noch öfters in die Lage kommen wirst, selbständig Händel zu schlichten und Streitende zu

versöhnen, wird dies ein gutes Uebungsstück für dich bedeuten. Sollte es dir nicht gelingen, die Sache ins Blei zu bringen, so kann ich immer noch mit einem Wunderlein eingreifen.“

So musste sich Petrus dem Wunsche des Meisters fügen. Die anderen Jünger mühten sich, ihr Lachen zu verbergen, und Judas versetzte Petrus unter dem Tisch hindurch einen hämischen Fusstritt. Petrus war wirklich nicht sonderlich erfreut von seinem Friedensstifteramt und legte seine Stirn in kummervolle Falten. Er hatte nicht immer jene glückliche Hand auf dem Gebiete des Streitwesens, die solche Dinge erfordern, um ungeschoren davon zu kommen. Das einzig Tröstliche dabei war, dass Ritter Konrad den Meister bat, doch noch einige Tage auf Klingenberg zu Gaste zu bleiben, und das war Petrus in Anbetracht der guten Tafel und des vortrefflichen Weines nicht unerwünscht. (Fortsetzung folgt)

Rund um den Jazz

Die „Berne Woche“ hat in Nr. 4 (Seite 87: „Man sagt...“) des laufenden Jahrganges etwas über Jazzmusik geschrieben. Der Artikel hat offenbar da und dort Anstoss erregt. Das beweisen eine ganze Anzahl von Zuschriften, die sich für die neue Kunstform des Jazz zur Wehr setzen und dabei mit dem Verfasser des erwähnten Artikels nicht sehr sanft umgehen. Es würde zu weit führen, die uns zugekommenen Entgegnungen in extenso zu veröffentlichen, so dass wir uns begnügen müssen, einige uns wesentlich erscheinende Ausführungen herauszugreifen. Zum Schlusse erteilen wir dann unserem Mitarbeiter K. nochmals das Wort, ganz so, wie es sich in einer Demokratie gebührt.

F. D. schreibt in einem im Briefstile gehaltenen Aufsatz:

„... Sicherlich ist es dem Artikelschreiber unbekannt, dass Jazzmusik zum Hören da ist und nicht zum Tanzen; d. h. für uns Weisse. Den Negern ist es ihre Musik, so wie wir unsere Volksmusik haben. Es wirkt grotesk, wenn wir zur Musik der Neger tanzen, so wie es grotesk aussähe, wenn Neger nach einem Ländler tanzen. Ja, Jazz muss man hören, und zwar konzentriert. Jazz ist beileibe keine ‚Unterhaltungsmusik‘, sondern ist ebenso ‚ernst‘ wie die ‚ernste Musik‘ ...“

„... Eben gerade nicht wie in Europa soll es tönen! Da hast Du entschieden recht. Wir Weisse haben die Jazzmusik vollkommen verzerrt, in ein völlig falsches Licht gebracht, und darum die vielen Vorurteile ...“

„... Und was sagst Du zu den ‚Lärmgegenständen‘? Das Wort schmerzt mich, wenn ich nur an Hodges' ‚saxdenke! Zugestanden: bei uns Weissen tönen die Instrumente oft als ‚Lärmgegenstände‘. Warum? Weil wir etwas nachahmen wollen, das wir beim besten Willen nicht können, es sei denn, wir hätten unser Leben mit Negern verbracht. Aber da höre ich die Leute schon sagen: ‚Was? Mit Negern leben?‘ — Ganz, wie wenn es das Erniedrigendste wäre, das einem Weissen zustossen kann. Ja, ja, Du glaubst nicht, wie verbreitet das Rassenvorurteil noch ist. Und dabei wird heutzutage so viel von Menschenrechten und Gleichheit geschrieben! Bis zur Tat ist es aber noch ein weiter Weg! ...“

Endlich verwahrt sich F. D. dagegen, dass „Bach, Mozart und Beethoven als Gesellschaft“ bezeichnet werden und schliesst alsdann:

„Nicht Jazz oder klassische Musik, sondern Jazz und klassische Musik. Beide Musikrichtungen haben, ja, müssen

ihre Lebensberechtigung haben. Du bist doch einverstanden, Jonny? Befasst sich nicht auch Ernest Ansermet, dessen Kapazität doch sicher nicht in Frage gestellt wird, eingehend mit Jazz?“

Eine weitere, mit K. K. gezeichnete Zuschrift erklärt u. a.:

„Ihr Artikel in der ‚Berne Woche‘ hat mich als Jazzanhänger wirklich sehr gefreut. Ich hoffe nur, dass Sie diesen Artikel auf Grund einiger Vorurteile geschrieben haben. Oder haben Sie sich wirklich schon einmal bemüht, den Jazz zu begreifen? Ich machte es früher auch immer so: Sobald der Ansager im Radio einen Foxtrott oder sonst so etwas ansagte, stellte ich automatisch den Radio ab und schimpfte. Bis ich plötzlich durch jemand eines Besseren belehrt wurde. Sie schreiben, dass man viel zu häufig Jazzmusik höre im Radio. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir sagen wollten, wann Sie diesen Jazz hören. Sie müssen nämlich zwischen *Tanzmusik* und *Jazzmusik* einen grossen Unterschied machen. Das, was Sie meistens im Radio hören, ist gewöhnliche Tanzmusik, die wirklich manchmal banal ist und einem aufregen kann. Jazzmusik hören Sie nur einmal in der Woche, am Freitagabend auf Sottens.“

Was für Instrumente meinen Sie eigentlich mit denen, die Sie als merkwürdige Lärminstrumente betiteln? Wissen Sie, dass man in der Jazzmusik nur folgende Instrumente braucht: Saxophon, Trompete, Klarinette, Trombone (Posaune), Gitarre, Bassgeige und Schlagzeug. Sind diese Instrumente Ihnen wirklich unbekannt?

Jazz ist Negermusik, und wird es auch immer bleiben. Jazz besteht zum grössten Teil aus Improvisation. Das ganze Orchester spielt das Thema, dann improvisiert jeder Solist über das Thema. Nur ein Neger kann so aus vollem Herzen improvisieren und kann so wunderschöne Phrasen spielen, wie z. B. Louis Armstrong, der geniale Negertrompeter.

H. U. L. fügt folgendes zur Abklärung bei:

„... Wenn der Schreiber der besagten Zeilen ausführt, man behauptete damals, Jazz stamme eigentlich von Negern ab, so möchte ich dahin korrigieren, dass diese Musik tatsächlich von der schwarzen Rasse ins Leben gerufen wurde und auch in Zukunft nur von Negern richtig gespielt werden kann, weil sie eben von der schwarzen Rasse abstammt. Weisse können niemals (dafür gibt es genug Beispiele) den Jazz in dieser konzentrierten Form wiedergeben wie die Schwarzen, genau wie umgekehrt ein Neger nie wird klassische Musik interpretieren können, was eben einzig und allein den Weissen vorbehalten ist — und darauf seien wir stolz. Aus welchem Grunde dann aber sollen wir eine Musik verurteilen, die von einer andern Kulturstufe interpretiert